

ALBANIENS RIVIERA

Man tut ihr gar nicht unrecht, wenn man sie das Aschenputtel unter den Rivieras nennt, denn diese Küste am Ionischen Meer ist eine ungeschminkte Schönheit: rund hundert Kilometer traumhafte Natur im Südwesten des Landes

TEXT MAIK BRANDENBURG FOTOS DMITRIJ LEITSCHUK



BORSH
Der seichte Strand macht nicht nur Badende glücklich, sondern auch Esel satt: Ein Bauer sammelt Futter auf den verwilderten Grundstücken zwischen den Pensionen

JALË
 In dieser ein-
 stigen Räuber-
 höhle, einem
 Piratenversteck,
 konnte unser
 Autor Maik
 Brandenburg
 dem Meer beim
 Schwimmen auf
 den Grund sehen



PILUR
 Die Straße zum
 „Balkon der Ri-
 viera“ säumen
 einsame Häuser
 700 Meter über
 dem Meer. Die
 Traumlage hat
 schon erste aus-
 ländische Käufer
 gelockt.
 Vathi und Jorgo
 Memi (li. Mitte)
 sind im Dorf seit
 vier Uhr auf den
 Beinen und mel-
 ken ihre 200 Zie-
 gen. Nachts
 schützt ein Kral
 die Tiere. Vor al-
 lem vor Wölfen



BUTRINT
 Ein Meeresarm
 unterbricht die
 Küstenstraße
 Richtung Süden
 kurz vor der
 griechischen
 Grenze. Zum
 Glück herrscht
 wenig Verkehr:
 Die Fähre fasst
 nur ein paar
 Passagiere und
 vier Autos



KSAMIL
Im Schlusslicht des Tages leert sich die Plattform, die auf den Felsen am Strand balanciert. Später dann beginnt der Feierabend: DJs aus aller Welt legen hier auf und das Partyvolk tanzt

Bitte sehr“, sagt Roland Nesturi und reicht einen Löffel seines Honigs, „das ist der Geschmack der Riviera.“ Süß ist er, natürlich, aber auch herb, bitter fast. Das, sagt der Imker, sei sein Bester. Alle Blüten, die zwischen den Bergen und dem Meer wachsen, mischen sich in diesem Honig, rote und weiße Heide, Oregano, Salbei, „an die 1000 verschiedene Blüten“.. Dutzende Völker leben in seinen Beuten am Straßenrand, knapp hinter dem Llogara-Pass, kurz vor dem Meer: „Hier wohnen sehr glückliche Bienen.“

Für die meisten Westeuropäer ist Albanien immer noch ein weißer Fleck. Oder eher ein dunkler: Blutrache, Armutsfüchtlinge, Drogen, der größt-wahnsinnige Diktator Enver Hodscha, der das Land bis 1985 mehr als 40 Jahre gegen den Rest der Welt abschottete. Albanische Riviera? Klingt so absurd wie die Copacabana von Cuxhaven. DDDDDDD

150 Kilometer hinter Tirana führt die Straße bis zu 1000 Höhenmeter durch Kiefernwald, ein dunkler, duftender Tunnel, an dessen Ende ein Licht auftaucht: das Mittelmeer, das in der Sonne funkelt. Etwa hundert Kilometer erstreckt sich die unbekannte Riviera an der Küste Albaniens vom Llogara Pass bis zu den archäologischen Stätten des 3000 Jahre alten Butrint ganz im Süden kurz vor der griechischen Grenze, ein Weltkulturerbe, das Vergil als das eigentliche Troja besungen hat. Dazwischen liegt die Küstenstraße, aus Felsen geschlagen, in die Hänge gekrallt. Halsbrecherische Kurven führen bis zum Strand – oder zu den aufgehübschten Promenaden eines Küstenortes, zu Ferienhäusern aus Stahlbetonplatten für den nicht all zu pingeligen Gast, zu frisch getünchten Klöstern und Häusern aus grob gehauenen Steinen. Danach steigt die Straße wieder unvermittelt auf, aus einer Schlucht bis fast an den Gipfel eines Berges. Es ist eine Achterbahnfahrt, immer knapp vorbei an den Felshängen zur einen Seite und mit Blick in die blaue Weite aus Himmel und Ozean zur anderen.

Natürlich ist die albanische Riviera noch das Aschenputtel unter ihren berühmten Schwestern. Dort finden sich keine Grand Hotels und großen Hotelkomplexe, steht die touristische Entwicklung noch aus. Die meisten Wasserrohre und Stromleitungen stammen noch aus Zeiten der Diktatur, die Müllentsorgung scheint Privatsache, Korruption und die überbordende Bürokratie tun ihr Übriges.

Wie in Dhërmi, das wie ein griechisches altes, weißes Dorf in den Hängen über dem Strand steht. Die schönen Strände – einst besetzt von mazedonischen, byzantinischen, römischen Eroberern – bleiben vorerst noch in der Hand kleiner Pensionswirte, die für 20, 30 Euro ihre Zimmer vermieten, von Kioskbetreibern und Vermietern von Sonnenschirmen. Glockentöne wehen wie eine akustische Brise von einer der rund ein Dutzend griechisch-orthodoxen Kirchen. Pater Ksenofon hält nicht viel von Dhërmi. Zu viele Touristen im Sommer, zu laut. Vor allem das neue Spielcasino verleide ihm das Dorf. Der 82jährige lebt im Kloster Stravidhit, gerade ein paar Kilometer im Hinterland der Riviera. Stravidhit heißt übersetzt „Quelle des Lebens“. Nichts ist offensichtlicher, wenn man sich im Klostergarten umschaut: Apfel-, Feigen-, Pflaumenbäume, dazu Carl von Linnés halbes Blumenverzeichnis.

»An fast jedem Haus sieht man Puppen und Teddybären. Sie wehren die bösen Geister ab.«

In Pantoffeln kommt Ksenofon die Stufen hinab. Man könnte ihn für einen geborenen Mönch halten, doch er ist Bauer gewesen, lebt erst seit ein paar Jahren hier. Unter dem Diktator Hodscha leistete seine Familie auf einer Farm Zwangsarbeit. 1990, als sich auch Albanien der politischen Wende im Osten anschloss, wurde aus ihm ein Pater. Er zog nach Washington, seinem Traum hinterher, genug Geld zu verdienen, um das Kloster wieder aufzubauen. Mit 20000 Dollar kehrte er zurück. Das Kloster ist fast fertig, ein Parkplatz gebaut, die Lampen stehen. Eine Straße nach Vuno wäre noch gut, sagt der Pater. Er zögert. „Könnt ihr nicht fragen in Deutschland, ob jemand was spenden will?“

Das Albanien Hodschas rühmte sich, das erste atheistische Land der Erde zu sein. Inzwischen sind einige alte Kirchen instand gesetzt, gibt es neue Moscheen und Synagogen, wie früher, als sich die Weltreligionen in der Region kreuzten und auch noch Raum für Aberglauben ließen. Ein Kiesweg führt vom Kloster zurück auf die Küstenstraße Richtung Vuno. An fast jedem Haus prangen Puppen, Teddybären, große Stoffhunde. Einige sind an Stricken „erhängt“, andere auf Zaunspitzen aufgespießt oder über Türrahmen genagelt. Die makabren Arrangements sollen der Abwehr böser Geister dienen. Sie lassen die Menschen in Ruhe, heißt es, sobald sie Kuschtiere sehen. Albanien Dämonen – sie wollen nur spielen.

Wie übereinander gestapelt liegen die Häuser Vunos an den Hängen, frisch gestrichen die meisten, die alten Steine wieder zu Mauern geschichtet. Wein wächst über den Terrassen. Steile Gassen führen hinauf oder als dunkle Tunnel unter den Häusern hindurch. Die Orientierung verliert man schnell. Im steilsten Teil des Dorfs →



DHËRMI

Pater Ksenofon ging in die USA, um das Geld für die Renovierung des Klosters Stravidhit zu verdienen. Sogar die Ikonen hatten die Kommunisten zerstört



QUEPARO
Die stattlichen Häuser des Dorfes müssten längst renoviert werden. Aber die Jungen sind fast alle im Ausland – zum Arbeiten



SARANDA
Das Abendessen wird am Straßenrand verkauft



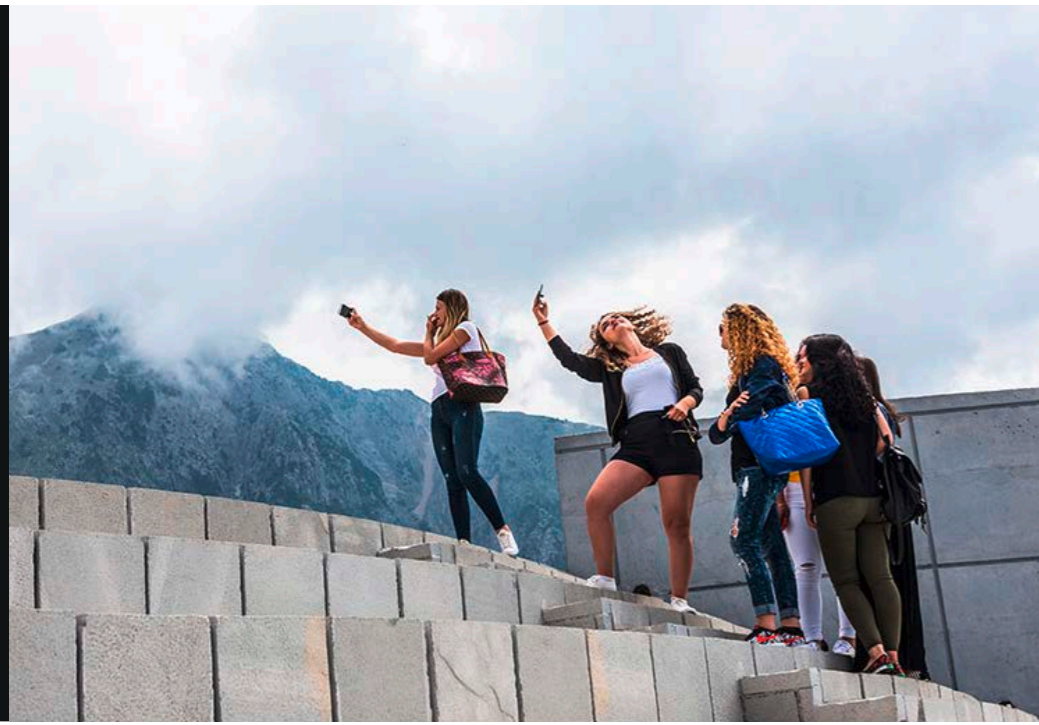
QUEPARO

Die Betonköpfe im Olivenhain sind Relikte der Hodscha-Diktatur (o.). Bauern nutzen die Bunker als Ställe und Lager



LLOGARA

Seine Schweiberlehre musste Ronaldo Xhelili (re.) abrechnen, weil er das Busgeld nicht hatte. Jetzt lernt er von seinem Onkel das Ziegenhüten – und das Spiel auf der Doppelflöte



LLOGARA PASS
Wenn eine Schulklasse aus dem Norden Albanien zum ersten Mal die Riviera sieht, muss das haargenau dokumentiert werden

funktioniert die Gespensterabwehr offenbar nicht so gut. Als sei der Teufel selbst in ihn gefahren, reißt ein Hund an seiner Kette. Dabei muss er nur ein paar Häuschen und Hütten und einige verwaiste Aprikosen- und Tomatenfelder beschützen. Anesti Cobaj war bei dem Gebell seiner „albanischen Klingel“ aus einer der Hütten gekommen. Er stellte sich neben den Hund, zerfetzte Lefzen, zerfetzte Ohren. „Die Wölfe“, erklärt Anesti. Sie hätten auch das Schaf gerissen, dessen Kadaver im Baum hängt, es taue nur noch als Hundefutter. Wir fragen, wem die Felder und Hütten gehören, die Häuser mit dem eingefallenen Dächern und Mauern? Ach, sagt Anesti, die seien alle in Griechenland, Italien oder Deutschland. Wegjedenfalls, seit Albanien – Anesti fasst sich an die Kehle – seit sich Albanien selbst erwürgt habe.

1997 brachte das berühmte „Pyramidenspiel“ die albanische Wirtschaft zum Absturz. Fast das ganze Land hatte sich daran beteiligt, Ersparnisse in die betrügerische Lotterie gesteckt, Land verkauft, Schulden gemacht. Als die Gewinne ausblieben, wurde die Regierung beschuldigt, nichts gegen die Betrüger unternommen zu haben. Es kam zu Unruhen, Banken, Geschäfte, Hotels wurden geplündert. Mehr als ein Drittel aller Albaner, vor allem die jungen, soll das Land seitdem verlassen haben. Und Anesti? „Braucht ihr einen guten Ziegenhirten bei Euch?“ Anesti reicht seine Handynummer rüber. Wie auch immer, sein Höllenhund bleibt auf jeden Fall daheim.

Der Weg von Vuno zum nahen Strand von Jalë führt durch alle Farben der Wildnis, vorbei an bis zu 1000 Jahre alten Olivenbäumen. Unterhalb der Orte wachsen dichte Haine bis ans Meer, überraschend penibel gepflegt zumeist, mit gerade geschnittenen Rändern. Von oben wirkt es, als würde den Dörfern lange grüne Bärte wachsen. Unten in Jalë ist wenig los, es ist früh am Tag, noch wummern keine Bässe in der „Folie Marina“, ein Beachresort mit der wohl „heißesten Disko“ der Albanischen Riviera. Ein paar Gäste liegen unter dem Meer von Strohsonnenschirmen im Sand, an dem Albanien Schickeria so ausdauernd feiert, dass Jalë als albanisches „Ibiza“ bekannt ist, in dem sich gut Geld verdienen lässt und im Moment viel (und laut) gebaut wird. Lavdosh Halilaj sitzt auf der Terrasse seines Restaurants „Lavdoshi“, bekannt für seine ausgezeichneten Fischgerich-

te, und guckt finster. „Warum tun sie das im Sommer?“ ruft er. „Es ist die einzige Zeit im Jahr, wo wir Geld verdienen.“ Auf den Flügeln seines Deckenventilators nisteten die Schwalben. Erst als die Jungen flügge waren, schaltete er ihn ein. Dann begann die Saison.

Fischer Altin fährt am nächsten Morgen hinaus aufs Meer. Immer knapp an den Felsen vorbei, dazwischen handtuchgroße Strände, Felsen mit Höhlen darin. Man kann vom Boot direkt ins Wasser springen, in Grotten tauchen, ein Loch im Felsen lässt die Sonne herein. Altin zieht die Netze hoch „das Essen für heute“, sagt er, reißt am Motorzug, winkt und knattert davon.

Die zwei Kilometer nach Jalë lassen sich gut schwimmen. Das Wasser ist warm, aufgeheizt von den rund 230 Sonnentagen der Riviera. Fische schnellen unter der glasklaren Oberfläche, der Grund scheint zum Greifen nah, eine marine Wiese, deren Blumen man pflücken möchte. Die Dünung ist sanft, plätschert leise an die Strände, gluckert in den Felsen. Merkwürdige graue Beulen bedecken das Gestein. Es sind einige der rund 200.000 Bunker, die der paranoide Superstalinist Hodscha errichten ließ. Bombensicheres Zement angeblich, Platz für jeweils drei Soldaten, Schießscharten darin wie leere Augenhöhlen. Betonköpfe eben.

Der Abend endet auf dem „Balkon der Riviera“, 700 Meter über dem Meer. Es dauert, bis man oben in dem kleinen Ort Pilur ist. Es liegt an den Blicken, die sich hinter jeder Kurve eröffnen: in grüne Schluchten voller Schilfgras, auf →

ANZEIGE
1/1 HOCH, RECHTS
213MM x 270MM



SARANDA
Früher ließen sich goldene BMWs besser verkaufen. Diesen Ladenhüter wäre der Autohändler gerne los – für 1,5 Millionen Lek, keine 13000 Euro

das Meer, das in der Dämmerung seine Farben wechselt. Weit hinten leuchten die Dörfer der griechischen Insel Korfu.

Vor dem Gemeindehaus, beschattet von einer riesigen Platane, sitzt die Rentnerschaft des Ortes. So wie jeden Abend: Stavri Merkuri, seine Brüder Petro und Vasil, Milto Cakalli und noch einige andere, keiner unter 80, Bauern allesamt, ihre Leben lang. Die Männer wohnen in den zweistöckigen Häusern aus grob behauenen Feldsteinen ringsum, hölzerne Alkoven davor. Auf den Dächern trocknen Schafsfelle, Kopfsteinpflaster führt durch Gassen, die kleine Alleen sind.

Nur einer fehlt heute in der Runde der Alten, das ist Gramos Konquini. Seit ein paar Stunden liegt er unter der Erde. „Gramos war ein echter Albaner“, rufen sie. „Einer, der seine Familie ernähren kann“, sagt jemand. „Einer, der so mutig ist wie Skanderbeg“, ein anderer. Skanderbeg ist der ewige albanische Nationalheld, der einst den osmanischen Besatzern eingeheizt hatte. „Ja“, rufen alle. „Wie Skanderbeg. Er ist niemals geflohen.“ Ob sie für Gramos auch gesungen haben? Ein Lied jenes Gesanges, für das die Südküste berühmt ist – der Isopolyphonie. Es sind mehrere Stimmen, die jede ihren eigenen Vers singt und die doch eng miteinander in Verbindung stehen. „Nein, nein“, sagt Petro Cakalli, der in einem Ensemble auftritt, „es geht nur mit meinen Leuten. Aber die arbeiten alle unten am Meer.“ Grummeln in der Gruppe. „Glaubst du, du bist der Einzige, der hier singen kann?“, ruft sein Bruder Vasil aus dem Mauerschatten. Und schon hebt er an, ein sonorer Basston, keine Worte. Darüber singt Stavro Merkuri in kehliger Inbrunst: „Albanien, du bist voller Blumen, voller Jungs und Mädchen.“ Der rundliche Bibe Bala antwortet ihm, ein etwas schräger, doch leidenschaftlicher Sopran: „Albanien, du lichtetes Land.“

Die Küstenstraße führt immer weiter Richtung Süden. Hunde liegen wie tot mitten auf der Straße (die im Rückspiegel quicklebendig aufspringen). Haarnadelkurven werden von einer Herde Ziegen blockiert (während der Hirte hinter der übernächsten Kurve am Handy telefoniert). Schlaglöcher bremsen die Autos aus. Shen Vasil, ein luftiger Straßenort mit Olivengärten und Zypressen, kommt dann doch überraschend. Ein weißrotes Schild wirbt für das „Studio Mex“, Bar, Restaurant und Pension von Anesti Mexi.

Die Lobby zieren Mitbringsel aus aller Welt. Anesti hatte sie als Seemann befahren. An Albanien Riviera sei es am allerschönsten. Und ganz besonders hier, rund um sein Haus. Am Strand von Shpella etwa. Gleich hinter seinem Hotel steigt ein Berg auf, ein Pfad führt hoch, schroffe Felsen ragen bis an die Dünen des unverbauten Strandes. „Wie Arizona, nicht wahr. Kennt ihr Acapulco?“, ruft Anesti, zieht sich aus und macht von einem Felsen in der nächsten

Bucht eine Arschbombe ins tiefblaue Ionische Meer. Prustend steigt er wieder hinauf. „Fantastisch, was?“ Er führt durch einen kleinen Wald, vorbei an einer Tränke und den Nestern wilder Bienen zum Hundecove-Strand. Graue Kiesel bedecken ihn, der Blick geht weit. „Na?“, fragt Anesti lauernd. „Die Bretagne!“

Vielleicht hätte Anesti auch Cannes erwähnen sollen. Saranda, ein paar Kilometer weiter, ist die südlichste Stadt Albanien und erinnert an die südfranzösische Stadt. Seeterrassen führen hinab zur kleinen, perfekt geschwungenen Bucht, in deren Seglerhafen just die berühmte „Seacloud“-Windjammer anlegt. Weiße Häuser mit großen Fenstern und Säulenhallen beschatten Gassen voller kleiner Läden, neue Hotels wachsen den Berg hinauf, auch ein Casino gibt es. Mädchen, in schickstem Dress, begleitet von Freundinnen führen auf der Promenade ihre kleinen Brüder aus und schießen Selfies.

Schon ein paar Kilometer hinter Saranda ist die Stadt nur noch eine ferne Ahnung. Wieder versperren Kühe und Ziegen den Weg, präsentieren die Verkäufer von Bergkräutern und Feigenbrot ihre Auslagen am Straßenrand.

Vor allem die griechischen Touristen, die Grenze ist gut 20 Kilometer entfernt, machten Ksamil zu einem längst pulsierenden Badeort. Am Strand stehen Liegen und Schirme, eine Holzplattform deckelt die Felsen am Wasser, auch hier kann man sich sonnen. Zwischen neuen Pensionen, neuen Hotels und Cafés liegen wie fast überall in Albanien auch Ruinen halbfertiger Häuser, deren Bauherren allzu sorglos waren. Die Regierung versuchte, die wuchernden baulichen Aktivitäten im Land zu stoppen. Neuerdings sieht sie die Angelegenheit etwas lockerer, es stehen Wahlen an.

„Karibik“ hätte Anesti Mexi wohl zum blendendweißen Strand und dem türkisschimmernden Wasser gesagt, und keiner würde widersprechen. Die Abendsonne taucht den Himmel in einen fast kitschigen Schein. Die Lichter der nahen griechischen Insel Korfu, kaum fünf Kilometer entfernt, verschmelzen mit dem Sternenhimmel. Das Fischrestaurant am Wasser serviert Forellen-Carpaccio, dazu ein Glas aus der Shesh i Bardhe, der süßen weißen Traube Albanien, zum Dessert gibt es kandierten Schafsmilchspudding mit Feigen.

Eine vorwitzige Biene setzt sich drauf und nascht mit. Kein Zweifel: Sie ist glücklich. ●

ANZEIGE

1/1 HOCH, RECHTS

213MM x 270MM